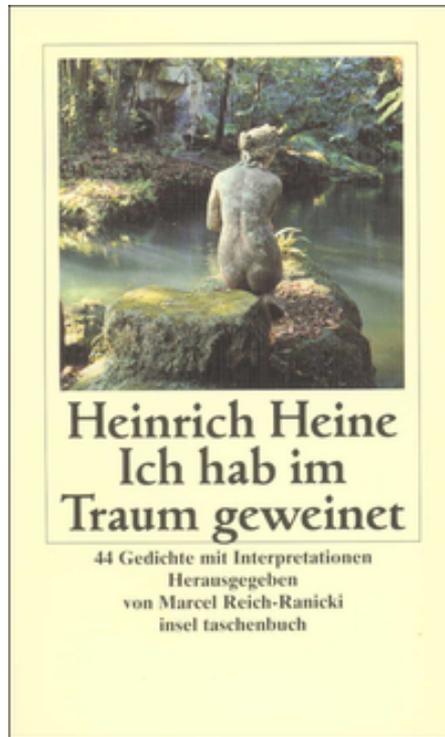


Insel Verlag

Leseprobe



Heine, Heinrich
Ich hab im Traum geweinet

44 Gedichte mit Interpretationen
Herausgegeben von Marcel Reich-Ranicki

© Insel Verlag
insel taschenbuch 2740
978-3-458-34440-7

insel taschenbuch 2740
Heinrich Heine
Ich hab im Traum geweinet



Marcel Reich-Ranicki über Heinrich Heine: »Er hat der deutschen Poesie neue Wege gewiesen. Ihm ist geglückt, was Europa den Deutschen im 19. Jahrhundert kaum mehr zutraute: ein Stück Weltliteratur. Früher als die anderen europäischen Dichter seiner Zeit hat er ausgiebig von der Umgangssprache profitiert. So vermochte er die Sprache der Lyrik zu erneuern: Er hat sie ohne Pardon entrümpelt und anmutig verschlankt und damit die dringend notwendige Voraussetzung für die Demokratisierung der Literatur geschaffen. Der gesunde Menschenverstand machte es Heine möglich, stets aufs neue zu zeigen, daß Dichtung vernünftig sein könne – und die Vernunft dichterisch. Ihm ist es scheinbar mühelos gelungen, jene Synthese zu verwirklichen, die in Deutschland Seltenheitswert hat – die Synthese aus Witz und Weisheit, Charme und Scharfsinn, Gefühl und Grazie. Der Reichtum der Töne und Themen, der Motive und Melodien, den Heine entfaltet hat, ist bis heute beispiellos. Er hat in seinen Versen gebetet und gebettelt, geflucht und geflüstert, geträumt und gedroht. Er hat sie verherrlicht, die große und die kleine, die schwere und die leichte Liebe. Ja, das war Heine vor allem: ein Dichter der Liebe.«

Diese Auswahl aus seinem lyrischen Werk enthält 44 Gedichte, neu gelesen und gedeutet von Dichtern, Kritikern und Literaturwissenschaftlern – unter anderem von Hans Christoph Buch, Eva Demski, Joachim Fest, Ludwig Harig, Peter Härtling, Eckart Kleßmann, Günter Kunert, Golo Mann, Peter von Matt, Dolf Sternberger, Friedrich Torberg und Wolf Wondratschek.

Heinrich Heine
Ich hab im Traum
geweinet

44 Gedichte mit Interpretationen

Herausgegeben
von Marcel Reich-Ranicki

Insel Verlag

4. Auflage 2019

Erste Auflage 2001

insel taschenbuch 2740

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1997

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: MZ-Verlagsdruckerei GmbH, Memmingen

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-34440-7

In memoriam
Golo Mann

Inhalt

- 11 Vorwort
- 17 *Die Grenadiere*
Joachim Fest
- 22 *Belsazar*
Peter von Matt
- 27 *An meine Mutter B. Heine*
Hans Christoph Buch
- 32 *Sie haben dir viel erzählt*
Peter Härtling
- 36 *Ein Jüngling liebt ein Mädchen*
Marcel Reich-Ranicki
- 40 *Die alten, bösen Lieder*
Hans J. Fröhlich
- 44 *Im Rhein, im schönen Strome*
Paul Michael Lützeler
- 48 *Ein Fichtenbaum*
Wolf Wondratschek
- 52 *Ich hab im Traum geweinet*
Werner Weber
- 57 *Die Loreley*
Hans-Ulrich Treichel
- 59 *Sei mir gegrüßt*
Peter Härtling

- 63 *Mein Herz, mein Herz ist traurig*
Hans-Ulrich Treichel
- 67 *Das Meer erglänzte weit hinaus*
Joseph Anton Kruse
- 71 *Die Jahre kommen und gehen*
Wulf Segebrecht
- 76 *Ich rief den Teufel*
Gert Ueding
- 79 *Mein Kind, wir waren Kinder*
Guntram Vesper
- 84 *In den Küssen*
Klara Obermüller
- 88 *Prolog*
Ludwig Harig
- 92 *An einen ehemaligen Goetheaner*
Hanspeter Brode
- 96 *Das Fräulein stand am Meere*
Walter Hinderer
- 100 *Ich hatte einst ein schönes Vaterland*
Walter Hinck
- 102 *Wenn ich, beseligt von schönen Küssen*
Wolfgang Preisendanz
- 107 *Wo?*
Joseph Anton Kruse
- 111 *Anno 1839*
Jost Hermand

- 116 *Begegnung*
Walter Hinck
- 121 *An einen politischen Dichter*
Günter Kunert
- 125 *Nachtgedanken*
Eckhard Heftrich
- 130 *Das neue Israelitische Hospital zu Hamburg*
Hans Otto Horch
- 135 *Doktrin (Schlage die Trommel)*
Hans Daiber
- 138 *Pomare*
Dieter Borchmeyer
- 142 *An die Jungen*
Werner Ross
- 146 *Die schlesischen Weber*
Eckart Kleßmann
- 150 *Der Asra*
Joseph Anton Kruse
- 154 *Helena*
Gert Ueding
- 158 *Autodafe*
Helmut Koopmann
- 162 *Gedächtnisfeier*
Friedrich Torberg
- 166 *Enfant perdu*
Manfred Windfuhr

- 170 *Zum Lazarus*
Dolf Sternberger
- 173 *Wie langsam kriechet*
Jürgen Jacobs
- 177 *Epilog*
Eva Demski
- 181 *Der Scheidende*
Armin Ayren
- 185 *»Nicht gedacht soll seiner werden!«*
Golo Mann
- 189 *Lotosblume*
Walter Hinck
- 193 *Worte! Worte! Keine Taten*
Rudolf Walter Leonhardt

Anhang

- 197 Bibliographische Notiz
- 199 Alphabetisches Verzeichnis der
Überschriften und Gedichtanfänge
- 203 Verzeichnis der Interpreten

Vorwort

Damals, in meiner Jugend, als ich die großen deutschen Dichter zum ersten Mal las, da haben sie mich allesamt begeistert. Ich verehrte und bewunderte Goethe, den »Faust« vor allem und die »Iphigenie«, ich liebte Schiller (die Dramen, zumal »Die Räuber« und »Don Carlos«, und die Balladen, zumal »Die Kraniche des Ibykus«), Hölderlin war mir fremd, aber ich verneigte mich vor ihm, bebend vor Ehrfurcht, ich litt mit Kleist und war in ihn vernarrt, Büchner hatte mich aufgeschreckt und hingerissen, Fontane berückt und entzückt, der junge Hofmannsthal beglückt. Aber keiner stand mir näher als Heinrich Heine, ja mit ihm konnte ich mich bisweilen sogar identifizieren. Robert Musil fragte einst: »Was bleibt von Kunst?« Und er antwortete lapidar: »Wir, als Geänderte, bleiben.« Wenn ich mir überlege, ob es denn einen anderen Autor gebe, der mir so nahe stehen würde wie Heine und von dem ich sagen könnte, er habe mir in schwierigen Situationen meines Lebens geholfen, er habe mich geändert – dann kommt mir nur ein einziger in den Sinn: Thomas Mann.

Meine Beziehung, ja meine Hinneigung zu Heine, dem deutschen Juden, dem jüdischen Europäer, dem europäischen Weltbürger, hatte viele Gründe und verschiedene Ursachen: persönliche und allgemeine, emotionale und rationale und natürlich auch solche, die mit meiner Herkunft zu tun haben und mit meinem Temperament, mit meiner Biographie und mit meiner Mentalität.

Seine Ahnen gehörten – erzählt Heine in den »Reisebildern« – »nicht zu den Jagenden, viel eher zu den Gejagten«. Den Jagenden hat er immer mißtraut, er hat sie ver-

höhnt und bekämpft. Und so war er denn auch ein Sprecher und Sachwalter aller Gejagten, aller Benachteiligten und Beleidigten, aller Unglücklichen. Ihm, dem Scharfsinnigen, konnte man wie keinem der bedeutenden deutschen Dichter des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts einen politischen Kopf nachrühmen: Die Politik hat ihn immer interessiert, die Revolution irritiert und mitunter fasziniert.

Aber wenn man es recht bedenkt, war er, ähnlich wie Goethe und Schiller, ähnlich wie Hölderlin und Kleist doch kein politischer Mensch. Er wollte es nicht sein. Es gab für ihn immer etwas, das ihn stärker ergriff, das ihm wichtiger war. In seinen späten »Geständnissen« bekennt er freimütig: »Längst ruht in der Scheide das Schwert, das ich einst zog im Dienst einer Idee, und nicht einer Privatleidenschaft ...« Gewiß, in seinen jungen Jahren hat es Heine gereizt, Ideen zu dienen, für Ideen zu streiten, in die Politik einzugreifen. Er hat auch viel über Religion und Philosophie nachgedacht und geschrieben. Indes war er kein Mann der Weltanschauung oder der Ideologie, er hat letztlich weder die Religion noch die Philosophie gebraucht.

Gegen Ende seines Lebens stellte er nicht ohne leise Ironie fest: »Ich habe es, wie die Leute sagen, auf dieser schönen Erde zu nichts gebracht. Es ist nichts aus mir geworden, nichts als ein Dichter.« In seinem so schlichten wie selbstbewußten Fazit »Ich war immer ein Dichter« liegt der Akzent auf dem Wort »immer«. Ja, er war es von Anfang an und er blieb es bis zu seinem Tod: ein Künstler, ein Poet. Neben vielen anderen Motiven war es dies, was meine Liebe zu Heine geweckt, ja entflammt hat: das auf jeder Seite seiner Schriften spürbare, das unverkennbare, das

stets dominierende, alles überflügelnde Künstlertum. Seine Abhandlungen und Essays, seine Feuilletons und Glossen, seine Kritiken und Reportagen, seine schwungvoll-heftigen Plädoyers und seine leidenschaftlichen Pamphlete verdanken die nach wie vor verblüffende Wirkungskraft ihren Bildern, Klängen und Rhythmen. Es sind Sprachkunstwerke, es sind dichterische Arbeiten. Freilich sollte man die Verse nicht übersehen, die sich in Heines »Lamentationen« finden:

Ich habe große Dummheiten gemacht –
Die Klugheit bekam mir noch schlimmer.

.....

Wer nie im Leben töricht war,
Ein Weiser war er nimmer.

Das stimmt schon: Er hat mitunter schnell, vielleicht allzu schnell produziert, gelegentliche Raschheiten mögen seinen Werken hier und da abträglich sein, bisweilen ist seiner Feder manches entschlüpft, was besser ungeschrieben geblieben wäre. Aber schwerfälliges, schlechtes Deutsch ist ihm nie unterlaufen. Sein Taktgefühl konnte ihn im Stich lassen, doch selbst dann war die Grazie seiner Sprache vollkommen, selbst dann war sein Stil makellos. Damit mag es zusammenhängen, daß wir Heine verzeihen, was wir anderen großen Dichtern verübeln: Seine Schwächen und wohl auch seine Untugenden kamen seinen Gegnern und Feinden zupaß – und brachten ihm bei anderen Verständnis ein, Sympathie und auch Liebe.

Er behauptete: »Ich verstelle mich gar nicht, ich spreche wie mir der Schnabel gewachsen, ich schreibe in aller Unschuld und Einfalt, was mir in den Sinn kommt ...« Das trifft zu: Es war nicht seine Sache, sich zu verstellen. Und

weil er keine Hemmungen hatte zu schreiben, was ihm gerade in den Sinn gekommen war, fallen uns in seinen Schriften nicht wenige Widersprüche auf.

Mutig und nicht selten übermütig hat er niemanden geschont, auch nicht sich selber: Was immer er publizierte, es wurde geschätzt und bewundert, verabscheut und bekämpft. Es verschaffte ihm neue Feinde und freilich immer auch neue Freunde. Da er ein passionierter Provokateur war, beschwingt und bissig zugleich, hat er seine Leserschaft in ganz Europa gespalten und polarisiert. Er wurde gehaßt wie kein deutscher Dichter vor ihm, er wurde geliebt wie nur sehr wenige Poeten vor und nach ihm. Als 1827 sein »Buch der Lieder« erschien, dauerte es nicht lange und es gab in ganz Deutschland einen Fall Heine. Es gibt ihn immer noch – und das spricht nicht gegen Heine.

Den Haß seiner Feinde wollte er als Bürgschaft verstanden wissen, daß er sein schriftstellerisches Amt »recht treu und ehrlich« verwalte: »Ich werde mich jenes Hasses immer würdig zeigen.« Er wußte es, er sagte es voraus, daß zusammen mit seinem Werk auch dieser Haß überleben werde:

Wenn ich sterbe, wird die Zunge
Ausgeschnitten meiner Leiche;
Denn sie fürchten, redend käm ich
Wieder aus dem Schattenreiche.

Doch noch eine andere Eigentümlichkeit ebenso der Lyrik wie der Prosa Heines hatte mich für ihn eingenommen. Was ich bei Schiller, bei Hölderlin und Novalis, bei Kleist und Eichendorff vermißte und was mich in manchen Gedichten Goethes immer wieder bezauberte, das fand und

liebte ich bei Heine: die Leichtigkeit und das Unfeierliche des Tones, die souveräne Heiterkeit und den augenzwinkernden Scherz. Aber »hinter allen seinen Scherzen und Possen« – erkannte einer seiner vorzüglichsten Zeitgenossen, Arthur Schopenhauer – »merken wir einen tiefen Ernst, der sich schämt, unverschleiert hervorzutreten.«

Im Unterschied zu vielen großen deutschen Dichtern konnte es sich Heine leisten – und das gerade imponierte mir in meiner Jugend und gefällt mir noch heute –, die Gegenstände seiner Dichtung mit scheinbar nachlässigen Versen zu besingen. Es ist, glaube ich, diese kunstvolle Nachlässigkeit, der seine Gedichte eine ganz besondere Grazie verdanken – und eine in seiner Epoche einzigartigen Modernität.

Heine hielt sich an Goethes Gedicht »Rechenschaft«, in dem es heißt: »Nur die Lumpe sind bescheiden, / Brave freuen sich der Tat«. Und er scheute sich nicht, frei und stolz zu erklären: »Ob das, was ich überhaupt schuf in diesem Leben, gut oder schlecht war, darüber wollen wir nicht streiten. Genug, es war groß ...« Dies habe er gemerkt »auch an der Kleinheit der Zwerge«, die, vor seinen Werken stehend, nur »schwindlicht hinaufblinzeln«, denn: »Ihr Blick reicht nicht bis zur Spitze, und sie stoßen sich nur die Nasen an dem Piedestal jener Monumente, die ich in der Literatur Europas aufgepflanzt habe, zum ewigen Ruhme des deutschen Geistes.«

Wie denn: »zum ewigen Ruhme des deutschen Geistes?« Das sind kühne Worte. Aber Heine hat nicht übertrieben. Und wir brauchen dem nichts hinzuzufügen.

Jochen Hieber danke ich für seine Mitarbeit an diesem Band.

Marcel Reich-Ranicki

DIE GRENADIERE

*Nach Frankreich zogen zwei Grenadier,
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.*

*Da hörten sie beide die traurige Mär:
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das große Heer –
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.*

*Da weinten zusammen die Grenadier
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der eine sprach: Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!*

*Der andre sprach: Das Lied ist aus,
Auch ich möcht mit dir sterben,
Doch hab ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.*

*Was schert mich Weib, was schert mich Kind,
Ich trage weit bessres Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind –
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!*

*Gewähr mir, Bruder, eine Bitt:
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab mich in Frankreichs Erde.*

*Das Ehrenkreuz am roten Band
Sollst du aufs Herz mir legen;
Die Flinte gib mir in die Hand,
Und gürt mir um den Degen.*

*So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach, im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.*

*Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig ich bewaffnet hervor aus dem Grab –
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen.*

Mehr erhitzt als erleuchtet

Allen Mut zur Vereinfachung zusammennehmend, kann man in der deutschen Lyrik zwei genealogische Linien ausmachen: die eine eher liedhaft, mit Gedichten voll von Gemütstönen, die sich emphatisch über den Formenkatalog hinwegsetzen; die andere streng, in nahezu jeder Zeile ein hohes poetisches Kalkül verratend und häufig gedanklich verschlüsselt. Der Gegensatz ist vielfältig definierbar, die Namen Goethe, Heine oder Trakl stehen für die eine Linie; Hölderlin, Platen oder Stefan George für die andere.

Die Neigung für Gedichtetes entwickelt sich leichter und früher an den Zeugnissen der ersten Kategorie. Dann aber verwirft man, um von der eigenen Erfahrung zu reden, die alten Götter, da die eine Vorliebe die andere verbietet, ehe beide sich schließlich nebeneinander behaupten, Heines »Grenadiere« beispielsweise neben »Brot und Wein«.

Und wenn von solchen frühen Erinnerungen die Rede ist, kann jenes Grammophon nicht fehlen mit Schalltrichter, Handkurbel sowie bizarr gebogenem und im Betrieb unruhig wippendem Tonabnehmer. Denn viele Gedichte der klassischen und romantischen Zeit sind am einprägsamsten über die Musik erreichbar, nicht durchweg die bedeutendsten, aber zahlreiche bedeutende eben doch. Wie unsäglich die Schluchzer auch klingen mochten, mit denen ein längst vergessener Bariton das »Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen« aus Robert Schumanns Vertonung vortrug: etwas von der grandiosen Heineschen Unmittelbarkeit teilte sich darin unvergeßlich mit.

Heine hat in der Dialogpartie, die den dramatisch pointierten Höhepunkt des Gedichts bildet, zwei schroff unterschiedene Charaktere gegenübergestellt. Der eine hausväterisch besorgt, vom Lärm und abenteuernden Zugriff der großen Geschichte nur gestört, nicht ohne Unruhe an die Familie und die Rückkehr in den bürgerlichen Pflichtenkreis denkend; mit deutlicher Mißbilligung wird ihm nur eine Strophe zugeteilt, während dem anderen mehr als fünf gewährt werden: er steht weit über dergleichen privater Beschränktheit, weiß sich im Dienst einer Sache, die jeden Einsatz rechtfertigt und noch dem Toten eine Pflicht zuweist.

Dieser allein ist gemeint, das Gedicht eine Huldigung vor der Macht des großen, über den Einzelnen hinausweisenden Gedankens und nicht, wie man mitunter fälschlich gedeutet hat, vor dem Kaiser der Franzosen. Heine war kein Monarchist, auch kein Anwalt des Napoleonkults, obwohl er Bonapartes Verdienste um die Ausbreitung der Ideen von 1789, nicht zuletzt auch um die Emanzipation der Juden, hoch achtete.

Der Kaiser ist nur ein Metapher: eine konkrete Erscheinung jener Idee, nach der die Menschen unentwegt auf der Suche sind, die sie unter wechselnden Vorzeichen finden und zur Not sich auch konstruieren. Denn irgendein überpersönlicher Gedanke erst, eine Zukunftsvorstellung, das Gefühl der Teilhabe an einer objektiven Bewegung der Geschichte gibt dem Leben einen Sinn; dem Leben vieler jedenfalls, die in ihm selber keinen zu finden wissen. Die »Grenadiere« sind auch ein Gedicht vom Ungenügen, sogar von der Verächtlichkeit privater Existenz, privaten Glücks.

Heine hat sich später verschiedentlich vom »Buch der Lie-